

Das Leid der Schönheit.

(Roman von A. Roel.)

(3. Fortsetzung.)

„Ich bitte dich, ein kleiner Ange-
steller bei der Tabakregie. Bis der
Offizial wird, was ich noch nicht viel
ist, dauere's Jahre und Jahre“, sagte
die Mutter eifrig. „Sie hat recht,
die Professorin Aender, wenn sie von
ihm nichts wissen will.“

„Der große Ausfall hatte zur Folge,
daß Bärengruber seiner Frau einen
erzürnten Blick zuwarf, den sie jedoch
nicht einmal auffing, und daß die
übrigen ein betretenes Schweigen
brocheten.“

Ein Engel flog durchs Zimmer,
und während der Pause hörte man
den Sturm heulen und in den
Schornsteinen klappern.

„Gust war es, die sich zuerst wie-
der zum Sprechen ermannete. Die
Bemerkung der Mama war doch recht
überflüssig. Der Kanda wachte be-
reits sehr gut, wie es stand, und ob
es ihm nun recht war oder nicht, er
müßte sich drein ergeben. Wozu also
sicheln?“

„Sie bemühte sich, durch heitere Ge-
sprächigkeit die Unbefangenheit wie-
der herzustellen; es wollte aber nicht
glücken.“

Christian bereute es, daß er her-
übergekommen war, bloß, um solche
Weden anzuhören und Agnes' ab-
nehmende Miene vor Augen zu haben.
Was tat er noch hier? Das Tich-
tuch war längst zwischen ihnen ent-
zwei geschnitten; er war fremd ge-
worden, er konnte gehen.

Viel früher als er denn zog er sich
zurück, und Martin folgte ihm.

Im Schlafzimmer kam es nachher
zwischen den Eheleuten noch zu einer
Szene. Bärengruber sagte seiner
Frau einige unterdrückt heftige Worte,
die aber sehr gleich auf ihn los und
warf ihm Verblöftheit gegen seine
Töchter, Mangel an Erbsen und
Einigkeit und noch hundertlei nicht
zur Sache Gehöriges vor, so daß er
wieder einmal föhnte, es sei für ihn
unmöglich, sich mit ihr zu verständigen.

Er war froh, als ihre in der
Erregung immer so schnelle Stimme
verstumte und nicht mehr bis zu
Kanda und zu dem Dienstmädchen in
der Küche dringen konnte.

Wie immer, geriet er schließlich in
einen Zustand, in dem ihm schon
alles eins war. Als ein Mensch mit
wenig Bedürfnissen, der die Kunst
verstand, sich sein Weniges einzuteilen,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

Es grüßte ihm jedoch vor dem
Gedanken, sein Kind diesem Man-
schen von so unvorteilhaften Aus-
sehen zu geben. Sein Vorleben, um
das er sich erkundigt, hatte auch nichts
Erstrebendes für ihn. Zwar konnte
man ihm nichts Unredliches nachsagen,
allein sein Geld war erspätet, und
für einen Mann wie Bärengruber,
der sein ganzes Leben lang in eifri-
ger Arbeit nur eben das Notwen-
dige erworben hatte, besaß dieses
Kunststück, aus nichts so viel zu ma-
chen, etwas Unheimliches.

Aus einer halb häuslichen Familie
flammend, war Traumichel ein un-
tergeordneter landwirtschaftlicher Be-
amter gewesen, hatte einige tausend
Gulden geerbt und folglich die Ar-
beit aufgegeben, um zur Spekulation
überzugehen. Er kaufte ein verschul-
detes Gut, gab es mit Gewinn weiter,
und so fort. Binnen zwanzig Jah-
ren hatte er aus den paar Tausenden
eine Million gemacht. Er besaß ein
Schloß und konnte herrschaftlich le-
ben.

An diesem Erwerb liebte gerade
kein Adel, aber sympathisch war er
Herrn Bärengruber nicht, und er be-
grüßte am Sonntage den Gast mit
großer Höflichkeit, aber nicht herz-
lich.

Herr Traumichel wußte, was sich
schidte. Vor ihm war ein Korb mit
eingeflegten Hyazinthen angelangt, die
das Bärengruberische Wohnzimmer
köstlich durchdufteten, und er selbst
steckte in einem feinen schwarzen Rod,
der, obgleich fast neu, ihm über die
rösch anwachsende Magenwölbung
doch schon wieder knapp geworden
war.

Karl Traumichel sah im Gegen-
satz zu andern unterlegten, biden Män-
nern viel größer aus, als er war.
Man konnte ihn nicht eigentlich häß-
lich nennen, seine Züge hatten jedoch
einen recht gewöhnlichen Schnitt, und
seine allzuübliche Befindlichkeit ver-
häßlichte ihn noch bedeutend, denn
das zu stark ausgeprägte körperliche
Geben beinträchtigt doch immer
den Ausdruck der Intelligenz.

Mit seinem Neuzug eines gefe-
hen Familienvaters war es für Trau-
michel nicht leicht, den Verehrer zu
spielen. Agnes erleichterte es ihm
auch nicht besonders.

Die beiden Männer gerieten gleich
auf die Politik, weil das doch ein
Gebiet ist, auf dem auch die Fremde-
sten einander etwas mitzuteilen ha-
ben. Traumichel schimpfte redlich auf
die anmaßenden Ungarn, auf die
Italiener und alle die andern unru-
higen und begehrlichen Bewohner des
Haus' Oesterreich. Da verstand man
sich gleich ganz gut, obgleich Trau-
michel christlich-social gefinnt war,
während Bärengruber auf die im
Rathhaus herrschende Partei weniger
zu sprechen war und zum Libe-
ralismus neigte.

Als der Sohn des Hauses dazu-
kam, bewies Traumichel auch ein ge-
wisstes Interesse für Spitalange-
legenheiten.

„Es t'at mich recht freuen“, sagte
er, „wenn die Einrichtungen in den
Spitälern immer besser und besser
werden. Für die Kranken kann nichts
zu gut sein. Dagegen bin ich nicht
dafür, daß sich der Humanitätsdusel
auch in den Strafanstalten so breit
macht. Einer meiner Freunde, ein
Baumeister, der eine Strafanstalt ge-
baut hat, sagt, die Verbrecher haben
sich's bald besser wie die in Freiheit
Besindlichen. Wie die Armen ge-
wohnt? Ist das gerecht?“

„Die in Freiheit Besindlichen, und
sind es auch die Aermsten, haben doch
immer noch wenigstens die Freiheit“,
meinte Martin.

„Der Staat sollte sich eben auch
der Armenpflege besser annehmen“,
sagte Bärengruber hinzu.

„Daß der Kompost in den Ges-
samtgärten gar so groß ist, glaube ich
auch nicht“, verlegte Martin etwas
spöttisch. „Uebrigens hat der Staat
auch gegen die armen Teufel, die sich
gegen die Gelege vergangen haben und
schließlich nicht alle Mörder sind, die
Berpflichtung, sie ihre Strafe nicht an
Orten abbüßen zu lassen, wo ihre
Gesundheit und ihr Leben gefährdet
werden, sonst erleidet gar mancher
die Todesstrafe, anstatt der zwei oder
drei Jahre, zu denen er verurteilt
wird.“

„Das hat etwas für sich“, gestand
Traumichel zu.

Seine Ansichten waren vielleicht
nicht immer ursprünglich milde, aber
er konnte sich zu menschenfreundlichen
Anschauungen bekehren, wenn
man ihm die Sache im entsprechenden
Lichte darstellte.

Er rühmte sich auch, Mitglied zahl-
reicher Wohlthätigkeitsvereine zu sein,
wozu er sich vermuthlich nicht aus
eigenem Antrieb entschlossen hatte.
Aber daß er sich von Freunden und
Bekanntem dazu hatte pressen lassen,
das war immerhin schon etwas.

Diesen Vorrat an Gutwilligkeit zu
entdecken, gewährte Vater und Sohn
eine gewisse Beruhigung.

Beim Essen und Trinken entfaltete
Traumichel ganz leidliche Manieren,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

Wie immer, geriet er schließlich in
einen Zustand, in dem ihm schon
alles eins war. Als ein Mensch mit
wenig Bedürfnissen, der die Kunst
verstand, sich sein Weniges einzuteilen,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

nicht leicht, den Verehrer zu
spielen. Agnes erleichterte es ihm
auch nicht besonders.

Die beiden Männer gerieten gleich
auf die Politik, weil das doch ein
Gebiet ist, auf dem auch die Fremde-
sten einander etwas mitzuteilen ha-
ben. Traumichel schimpfte redlich auf
die anmaßenden Ungarn, auf die
Italiener und alle die andern unru-
higen und begehrlichen Bewohner des
Haus' Oesterreich. Da verstand man
sich gleich ganz gut, obgleich Trau-
michel christlich-social gefinnt war,
während Bärengruber auf die im
Rathhaus herrschende Partei weniger
zu sprechen war und zum Libe-
ralismus neigte.

Als der Sohn des Hauses dazu-
kam, bewies Traumichel auch ein ge-
wisstes Interesse für Spitalange-
legenheiten.

„Es t'at mich recht freuen“, sagte
er, „wenn die Einrichtungen in den
Spitälern immer besser und besser
werden. Für die Kranken kann nichts
zu gut sein. Dagegen bin ich nicht
dafür, daß sich der Humanitätsdusel
auch in den Strafanstalten so breit
macht. Einer meiner Freunde, ein
Baumeister, der eine Strafanstalt ge-
baut hat, sagt, die Verbrecher haben
sich's bald besser wie die in Freiheit
Besindlichen. Wie die Armen ge-
wohnt? Ist das gerecht?“

„Die in Freiheit Besindlichen, und
sind es auch die Aermsten, haben doch
immer noch wenigstens die Freiheit“,
meinte Martin.

„Der Staat sollte sich eben auch
der Armenpflege besser annehmen“,
sagte Bärengruber hinzu.

„Daß der Kompost in den Ges-
samtgärten gar so groß ist, glaube ich
auch nicht“, verlegte Martin etwas
spöttisch. „Uebrigens hat der Staat
auch gegen die armen Teufel, die sich
gegen die Gelege vergangen haben und
schließlich nicht alle Mörder sind, die
Berpflichtung, sie ihre Strafe nicht an
Orten abbüßen zu lassen, wo ihre
Gesundheit und ihr Leben gefährdet
werden, sonst erleidet gar mancher
die Todesstrafe, anstatt der zwei oder
drei Jahre, zu denen er verurteilt
wird.“

„Das hat etwas für sich“, gestand
Traumichel zu.

Seine Ansichten waren vielleicht
nicht immer ursprünglich milde, aber
er konnte sich zu menschenfreundlichen
Anschauungen bekehren, wenn
man ihm die Sache im entsprechenden
Lichte darstellte.

Er rühmte sich auch, Mitglied zahl-
reicher Wohlthätigkeitsvereine zu sein,
wozu er sich vermuthlich nicht aus
eigenem Antrieb entschlossen hatte.
Aber daß er sich von Freunden und
Bekanntem dazu hatte pressen lassen,
das war immerhin schon etwas.

Diesen Vorrat an Gutwilligkeit zu
entdecken, gewährte Vater und Sohn
eine gewisse Beruhigung.

Beim Essen und Trinken entfaltete
Traumichel ganz leidliche Manieren,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

Wie immer, geriet er schließlich in
einen Zustand, in dem ihm schon
alles eins war. Als ein Mensch mit
wenig Bedürfnissen, der die Kunst
verstand, sich sein Weniges einzuteilen,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

Wie immer, geriet er schließlich in
einen Zustand, in dem ihm schon
alles eins war. Als ein Mensch mit
wenig Bedürfnissen, der die Kunst
verstand, sich sein Weniges einzuteilen,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

Wie immer, geriet er schließlich in
einen Zustand, in dem ihm schon
alles eins war. Als ein Mensch mit
wenig Bedürfnissen, der die Kunst
verstand, sich sein Weniges einzuteilen,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

Wie immer, geriet er schließlich in
einen Zustand, in dem ihm schon
alles eins war. Als ein Mensch mit
wenig Bedürfnissen, der die Kunst
verstand, sich sein Weniges einzuteilen,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

Wie immer, geriet er schließlich in
einen Zustand, in dem ihm schon
alles eins war. Als ein Mensch mit
wenig Bedürfnissen, der die Kunst
verstand, sich sein Weniges einzuteilen,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

Wie immer, geriet er schließlich in
einen Zustand, in dem ihm schon
alles eins war. Als ein Mensch mit
wenig Bedürfnissen, der die Kunst
verstand, sich sein Weniges einzuteilen,
hatte er nie besondere Sehnsucht
nach Reichthum verspürt — jene Seh-
nsucht, die so viele durch ihr ganzes
Leben begleitet —, aber vielleicht
war's in der Tat besser, wenn Agnes
recht heiratete. Sonst würde sie ja
nie zufriedener sein. Nachher wahr-
scheinlich auch nicht, aber vorher ge-
wis nicht.

noch kein schlechtes Geschäft gemachi.
Wenn er was gab, wollte er vollen
Gegenwert dafür erhalten. Alle seine
Bekanntem würden die Augen aufrei-
hen, wenn er mit der Agnes Bären-
gruber irgendwo antat. . . Wie neu-
lich der Wachen? „Sapperlot! Der
Traumichel hat einen Geschnad!“

Wenn er dagegen mit einer Gupf
antam, rief niemand die Augen auf.
Und da er die Schöne haben konn-
te, würde er doch kein solcher
Hornochs sein und die nehmen, die
nicht schön war.

Es stand schon lange bei ihm fest:
wenn er heiratete, dann nur eine
schöne Frau, denn er schaffte sich bloß
Exquisiten an: Möbel vom Hoflie-
feranten, Dienstboten, die in Her-
schafftskäufern geboten hatten, Bril-
lantem vom reinsten Wasser und eine
Frau, wozu, daß ihr Bild in der R.
K. Gemäldesammlung hing.

Als er gegangen war, blieb Papa
Bärengruber in einer etwas zweif-
eligen Stimmung zurück. Er sprach
gern möglichst vorteilhaft von allen
Menschen, hob mit Vorliebe ihre gu-
ten Seiten hervor, denn er konnte
das übliche „Ausreden“ nicht leiden.
So mußte er denn auch gestehen, daß
Herr Traumichel gar kein so übler
Mensch sei. Nur zum Schwiegersohn
wünschte er sich ihn gerade nicht.

Das war schon genug, um seine
Frau in Hornisch zu bringen. Sie
suchte auf, warf ihm vor, daß er im
Leben nichts für seine Töchter und
überhaupt für seine Familie ge-
tun habe, seit dreißig Jahren der Firma
Endenmofer u. Ko. um ein Spott-
geld diene, statt ein bißel in die Höhe
zu streben, wie andere Leute, und
daß sie sich zeitweilig vor allen ihren
Bekanntem schämen müßte, die ein Ver-
brenn fürten wie der Herrgott in
Frankreich, während sie aus den elen-
den Verhältnissen nie herauskomme.
Und wenn nun eine Aussicht sei, daß
wenigstens ihre Kinder es einmal be-
sser haben könnten, dann stelle er sich
so an.

In fünf Minuten war die Stim-
mung so unetwäglich, daß Vater
und Sohn ihre Hütte nahmen und ins
Rathhaus gingen, dem wohlthätigen
Zustuchsorte der aus ihrem Heim
Vertriebenen.

Bärengruber hatte es schon lange
aufgegeben, seiner Frau Vernunft zu
predigen, und obgleich eine Geldber-
ter durchaus nicht sein Ideal war, so
sagte er doch den Entschluß, alles ge-
hen zu lassen, wie es gehen wollte.

Seine Frau war nie im Leben zu-
frieden gewesen und wäre es wohl zu
seiner Lage, denn in jeder kann man
auf andere bliden, die auf noch grö-
ßerem Fuße leben. Wenn nun Agnes
etwa ebenfalls ihr Leben in einer
solchen Stimmung unbefriedigten Be-
gehrens zubringen sollte, so war es
besser, man ließ sie den reichen Mann
nehmen.

Sein Sohn stimmte ihm darin zu,
aber er mußte doch immer bedau-
ernd an Christian denken, dessen
Glücksträume so in nichts zerfließen.
Dieser kam, nachdem er abfichtlich
den ganzen Tag ferngeblieben, erst
spät abends nach Haus. Martin lag
schon im Bett und las beim Licht
über dem Nachttisch stehenden
Studierlampe in einer medizinischen
Zeitschrift.

Die beiden jungen Leute sprachen
abfichtlich von nichts anderem als von
einem neuen Mittel, das eben im all-
gemeinen Krankenhause ausprobiert
wurde, und bald verstumten sie
ganz.

Während aber Christian sich ent-
kleidete, sog er mehrmals die Luft
ein, die einen süßen, erquickenden
Dunst mit sich brachte.

„Ich weiß nicht, da riecht es so
gut. Sind denn Blumen in der
Küche?“

„Janosch, Hyazinthen“, ließ Mar-
tin fallen. „Drin stehen sie.“

„Ach so!“ Die gedachten zwei
Worte waren ausdrucksvoll genug.
Er konnte sich ja denken, von wem
die Blumen stammten.

„Uebermorgen“, sagte er nach einer
Pause dumpf.

„Wenn du nur gut gewöhnt hast“,
äußerte Martin besorgt. „Wie du
mir das Kabinett schiddest, kommt es
mir nicht sehr freundlich vor; und
schau“, wenn man in keiner heiteren
Stimmung ist, soll gerade die Um-
gebung wohlwollend sein.“

Christoph zuckte die Achseln.

„Meiner Börse entspricht es; und
es ist ja nur für kurze Zeit.“

leichter. Es war ihm ein unerträg-
licher Schmerz, sich von Agnes los-
reißen zu müssen, sich von ihr ver-
loren zu fühlen. Wäre sie immer un-
empfindlich und kalt gegen ihn ge-
wesen! Aber dem war nicht so. Aus
aus Berechnung wandte sie sich von
ihm. Das war der Stachel, der auf-
stießen ging.

Die letzte Nacht, die er im Hause
Bärengruber verbrachte, schenkte ihm
keinen Schlaf. Schloßes hatte er
einmal auch die erste zugebracht,
vor freudiger Erregung.

Als er am Morgen aufstand, war
er gefaßter.

Nun wohl, ihre Wege teilten sich
er ging der Arbeit, der Mühsal em-
por, sie dem Lebensgenuss. Wozu
sie darin ihr Glück finden! Er wöl-
te den Groß und die grimmige Ent-
rüstung besiegen, die noch in ihm wu-
teten, und einen ruhigen, würdigen
Abschied nehmen.

Zu diesem Zweck betrat er das
Schlafzimmer. Er fand hier nur
Gust anwesend. Die ihm mittelste,
daß Frau Bärengruber sich etwas
unwohl fühlte und daher noch nicht
aufgestanden sei. Er als Arzt konnte
ja recht wohl in das daneben be-
findliche Schlafzimmer treten, er hal-
te Frau Bärengruber schon mehr als
einmal im Bette liegen gesehen. Doch
zog er es vor, nicht hineingehen und
sich ihr nur durch die Gupf emp-
fehlen zu lassen.

„Die Agnes ruf' ich gleich!“ sagte
dieser.

Dienstfertig rannie sie davon und
ins Hofzimmer, um Agnes zum Ab-
schied herbeizuholen, den sie sich gern
erwart hätte. Nun die Schwester sie
rief, konnte sie nicht anders, sie ging
hinein.

Sehr blaß standen sie einander ge-
genüber.

Es war einer jener Vorüberflugs-
tage, an denen die Sonne wohl heil
aufgegangen ist, aber immer wieder
von Wolken verdunkelt wird, so
daß Helle und Schatten wechseln.

Eben, als Agnes eintrat, ver-
schwanden die durch die Sonne her-
vorgerufenen Lichtstreifen aus dem
Zimmer und machten gleichmäßig ge-
dämpften Licht Platz.

Beiden fiel es insgeheim auf, daß
es dunkler wurde, als sie einander
Vergewohl sagten.

„Ja, geh' jetzt, Agnes“, begann
Christian mit einem langen Blick auf
das Gesicht des jungen Mädchens.

„Sie reisen ja nicht in die weite
Welt“, bemühte sich Agnes zu scher-
zen. „Es braucht hoffentlich kein
ärztliches Abfchiednehmen. Sie wer-
den uns doch besuchen?“

„Nicht sehr häufig. Was soll' ich
hier tun?“ murmelte er. „Webera
Sie wohl, Agnes. Ich wünscht Jäh-
ren alles Glück. Jeder t'at's nicht.
Wahrscheinlich geht her und schießt so ein
Wahdel vor.“

„Möcht' wissen, warum!“ einörte
sich Agnes.

„Sie wissen's ohnehin“, fiel er ein.
„Na, lassen wir das. Ich sag' noch
einmal: Werden Sie glücklich!“

Unwillig über den Vorwurf, den er
doch nicht einmal recht ausgesprochen
hatte, legte Agnes ihre Hand in seine
ausgestreckte.

Er ergriff ihre kalten Finger,
brühte sie, ohne einen Gegendruck zu
verspüren, und ließ sie wieder los.
Sein Blick hing an ihr. Trostlos
steifte sie sich darauf, ihn auszuha-
len, doch es fiel ihr schwer. Neugierig
modte sie sich ungeschuldig fühlen,
denn bindende Worte waren zwischen
ihnen nicht gewechselt worden, aber
innerlich war's doch anders. Sie
wachte bei sich, was sie für ihn ge-
fühl, und daß sie ihre Neigung vor
Stolz und Eigennutz hatte erlösen
lassen.

deren Flede ein gehästeltes Decken
nicht verberg.
Die Türe zu dem Zimmer seiner
Vermieter war mit einem grünen
Stoff überspannt, aber der hohe
Schrant davor ließ doch noch einen
Teil der Bepannung sehen. Eine selb-
ste verstellte Türe hielt immer fest-
häßlich aus, und ein paar Ledrude
an den Wänden machten auf Chri-
stian einen jämmerlichen Eindruck.

So war er nun doch nicht mehr ge-
wohnt zu hause; dennoch wachte er
recht gut, es war nicht die neue, un-
schöne, nach Armut und Dürftigkeit
strebende Umgebung, die ihn so nie
bedrückte, ihm allen Lebensmuth aus-
drückte. Es war gewiß traurig, daß
er noch nicht weiter hielt, daß sein
Lebensweg noch immer nicht um eine
Stufe emporführen wollte, da er doch
die Kraft in sich spürte, die auf-
wärts trug, wenn sich nicht allzu gro-
ße Hemmnisse entgegenstellten. Aber
wäre er auch in ein Prunkgemach
übergeföhrt, es würde doch nicht be-
sser um ihn.

Das Scheiden von Agnes allein
war es, das ihn so zulegte, ihm in
diesem Augenblick auch den Beruf ver-
leidete, an dem er sonst mit schwär-
merischer Liebe hing.

Er hatte sich von einem liebgewor-
nenen Traume trennen müssen, vor
einem Traume, der mit seinen in-
neren Lebensjah-ten verträglich war
und deshalb fühlte er sich, als ob es
ihm ans Leben ginge, als ob nie wä-
re der Arbeitsmuth und Lebensfreude
ihm aus den Adern emporbehen könnten,
in die der Schmerz ihn verjagt hatte.

Solange er vor ihr stand, war
es ihm möglich gewesen, männliche
Fassung zu bewahren. Sie konnte
nicht ahnen, wie schwer es ihm fiel,
nicht hinauszuweichen: „Stoh' mich
nicht von dir, ich kann ohne dich
leben!“

Kraftlos blieb er auf dem Stuhle
sitzen, auf den er sich bei seinem Ein-
tritt niedergelassen hatte. Immer sah
er ihre eifige Miene vor sich, doch er
gewachte auch das Unbehagen und
das schlafe Gesicht, die sich dahinter
versteckten. Sie war kein Wesen
ohne Herz, nur irregeleitet. Ein
traffvoller Anruf hätte vielleicht noch
in der letzten Minute sie harre Kin-
de um ihn Herz geprengt. Doch sein
Mannesstolz gestattete ihm nicht
mehr, anzuklopfen. Wenn sie jetzt
nur auf ein Wort von ihm wartete,
würde, um die Seine zu werden, er
würde dieses Wort nie sprechen. Nie!
Nie!

Er zürnte heute auch seinem Be-
rufe. Was half es, zu wissen, daß
man zu den Auserwählten gehörte, zu
denen, die Arz wurden, weil sie eben
nichts anderes sein konnten! Bei der
heutigen Lieberfüllung war es mög-
lich, daß man trotz alledem keinen
rechten Wirkungskreis fand. Und das
war das Schlimmste: Kräfte haben,
nach denen niemand verlangt.

Aber er durfte sich nicht so in sei-
ner Entmutigung gehen lassen. So
raffte er sich zusammen, öffnete sei-
nen Koffer und machte sich daran,
seine Habe in den Schrant zu räu-
men.

Dabei kam ihm fast sofort ein klei-
nes Album in die Hand, noch aus der
Jugend mitgebracht, worin sich die
Bilder seiner Eltern befanden und
auch ihr Bild, ein gar liebes Bild,
auf dem sie ihn freundlich anzu-
blicken schien. Er kämpfte mit dem
Wunsche, das Album aufzuschlagen,
besiegte ihn jedoch, um beim Anblick
des geliebten Bildes nicht wieder
schwach zu werden, und als es eben
in die Türe klopfte, verdeckte er mit
einer instinktiven Regung das Album
tatsächlich wie einen Raub hinter der
Wäsche, während er mit überflüssiger
Entschiedenheit „Herein!“ rief.

Auf seine Aufforderung trat sei-
ne Wirtin ein, eine Frau, deren Ver-
föhlichkeit ihm schon beim Mieten des
Zimmers und heute früh beim Ein-
zug fremdend aufgefallen war. Sie
gabte vielleicht noch nicht dreißig
Jahre und war schon mehr als ge-
wöhnlich blaß, aber von einer unge-
wunden, unappetitlichen Fülle. Ihre
blutlose Hautfarbe spielte ins Graue
und ebenso ihr Haar, auf dem es wie
eine Staubschicht lag. Große, glo-
tende, blaßgraue Augen vervollstän-
digten das Bild.

Unwillkürlich dachte Christum:
„Wenn die Kinder hat, die müssen
ungelund sein.“

„Wünschen der Herr Doktor noch
was?“ fragte sie zaghaft.

„Ich danke, für jetzt nichts.“

„Der Herr Doktor haben zu tun?“

„Ausspaden um S?“

„Wünschen Sie etwas?“ fragte
Kanda, durch ihr Benehmen aufmerk-
sam gemacht.

„Es ist furchtbar unverschäm't von
mir, der Herr Doktor sein ja erst an-
gezogen. . . Aber der Herr Doktor,
der was früher dazugehört hat, der
hat immer die Minere ang'schaut,
wenn ihr was g'schit hat. . . Und
heut' hat die Frau'n von der Schül-
le 's Haus g'schit. . . Sie darf
ih'r net eh'r kommen, eh' sie nit
g'und is. . . Galt'sch hat sie halt,
Komm' her, Minere!“

Etwas zurücktretend, schob sie ein
Kind über die Schwelle, ein blaßes,
kleines Mädchen von etwa sieben
Jahren, mit derselben grauen Haut
und denselben graublonden Haaren
und blaffen Augen wie die Mutter,

aber dünn wie ein Wachslächchen.
Christian begriff nun. Der je-
weilige Zimmerherr, der hier in die-
ser Gegend beinahe nichts anderes
sein konnte als ein Mediziner, mußte
die Frau Weltter hies gleich dem
Hausarzt spielen, und ein Zufall
nötigte sie nun, seine ärztliche Hilfe
schon am ersten Tage in Anspruch zu
nehmen.

Christum hieß das Kind, das ihn
aus matten Augen anblide, den
Mund öffnen, und der erste Blick in
dieses rote und verschwoilene Gesich-
ten und auf den weißen Belag der
Mandeln überzeuge ihn davon, daß
hier kaum etwas anderes vorlag als
die achte Diphtheritis.

„Mit so einem Hals haben Sie
das Kind noch in die Schule gehen
lassen?“ fragte er, dabei einen Blick
auf die Frau werfend, daß sie er-
schraf.

„Das dumme Mädel!“ entfußdig-
te sie sich innerlich. „Sie hat gar
nig g'lagt. . . Sie geht so viel gen
in die Schul. . . Na, und dann:
so recht g'und is die Minere nie.
Da merkt man's kaum, wenn sie
krank is. Aber die Frau'n hat's
doch g'merkt und sie nach Haus spe-
diert!“

„Streden Sie sie schnell ins Bett,
ich komme gleich zurück.“

Nach kurzem in den Rod und
hinter in das Spital, um sich
dort das nötige Diphtherieserum zu
verschaffen. Sehr bald lehrte er zu-
rück und betrat das Zimmer seiner
Wirtin.

An der Wand, die an sein Zim-
mer stieß, standen die Betten der
Wohleue hintereinander, an der an-
deren, neben dem Fenster, das eiserne
Ständer, in dem bereits die strot-
sende Minere lag.

Eine eingepreoste Unterfuchung
verstaigte Weymans Diagnose, und
er konnte sich nicht enthalten, der
Frau nochmals Worturte zu machen,
weil sie das Kind in diesem Zu-
stande hatte herumgehen lassen.

„Is an Ein' gefährlich, Herr
Doktor?“ fragte die. „Sie wird
mich doch nicht etwa sterben?“

Er wachte ihr mit den Augen ab.
„Ah, na! Was soll denn Jhne
ein? Die Minere hat ja nur ein
unvoll' Halsweh.“

Aber die Ständeraugen, die fest an
ihm hingen, ließen ihn nicht tauschen.
„Das wird jeder die Diphtheritis
sein“, hauchte wieder mitleidam. „Die
Wohleue-unter hat sie auch. In der
Schul' lagen 's, sie wird sterben.“

Wie fragte die Christian an.
„Wenn dem Kind was g'schit,
mein Mann bringt mich um.“ So
etwas in dem Tone: „Ja selbst mach'
mir nicht so viel daraus.“

Im Gegenfatz zu anderen Frauen
aus dem Volke, die immer gleich
aus allem ein Drama machen, gleich
sie eine höchst geringe Erregbarkeit,
aber die furchtbar durandrang auch ihr
Plegema.

„Immer gibt er mir die Schuld,
wenn ihr was is“, sagte sie. „Ich
gib nicht genug Obacht auf sie. Jetzt
trag' ich Jhnen, Herr Doktor, die
Wirtin!“ . . . Und Mädchen' stit-
ten 's' ich auch.“

„Sie wies auf das Fenster, wo die
Streichmaschine stand. Ganze Berge
von grauer und fahlbrauner Wolle
türmten sich auf dem Sofa zwischen
den Fenstern auf.“

Gewiß, die Frauen aus dem Volke
hatten zu tun im Liebesluh. Die
trage Indolenz dieses Weibes widerte
Christum doch an. Die Ungebild
regte sich in ihm, wenn er ihr zuhoh,
wie langsam sie sich bewegte, um ihm
dieses oder jenes, was er brauchte,
zur Hand zu geben.

Die arme Minere würde an ihr
keine besondere Pflgerin haben.
Gut, daß das Behring'sche Serum so
viel von allen den Unhöflichkeiten
der früheren Behandlung überflüssig
machte. Es bedurfte ja fast nichts
als die heilsame Einprägung und
Wetruhe. Aber freilich, bei solchen
Kindern, die blaß und blutarm, mit
der Erbschaft Gott weiß wie schled-
ten Blutes behaftet sind, hatte man
mehr zu betampfen als bloß die
Krankheit.

Frau Weltter war höchst verwun-
dert, daß das Vinseln und Brennen
im Kochen, wovon sie bei früheren
Gelegenheiten oft gehört, nun unter-
bleib, und noch verwunderter, als
Christum sich anschidte, auch ihr eine
Injektion mit dem Serum zu geben,
die er für nötig hielt, um die Frau
gegen die Ansteckung unempfindlich
zu machen. Sie konnte es nicht ver-
stehen, daß sie gedoktert werden soll-
te, wenn ihr Kind krank war